

Von der Archäologie des Wissens zur Hermeneutik der Zukunft

Hannes D. Galter

Symposium „Know how – know why. Die Zukunft der Geisteswissenschaften in einer
anwendungsorientierten Welt. 14. April 2005, Karl-Franzens-Universität Graz

Ein Bild zu Beginn

Der Humanist geht in eine Ausstellung. Sie zeigt „Die Römer“ und behandelt den Menschen als historisches Wesen. Die Werbung beschreibt die Schau mit dem postmodernen Neolatinismus „*interessantus est*“ als ein stark zeitgeistiges Event mit hohem Erlebniswert und ausgewiesenem Spaßcharakter. Das Gebäude selbst ist renoviert, die barocke Fassade erstrahlt in neuem Glanz und wird durch ein Zeltensemble ihrer historischen Verhaftetheit enthoben, um zur antiken Kulisse zu mutieren. Der Humanist tritt ein – in eine Welt der Computerbilder, Kostümpuppen, Comics, Audio- und Videoclips. Sie alle lassen Rom sinnlich erfahrbar werden. Aber welches Rom? Das von Cecil B. DeMille, Joseph L. Mankiewicz oder Ridley Scott? Das von René Goscinny? Oder das der Ausstellungsgestalter? Aber es ist ohnehin beliebig. „Die Geschichtsschreibung hat das Postulat eines Realitätsbezuges aufgegeben und sich auf die Ebene des gelehrten Diskurses zurückgezogen,“ murmelt der Humanist enttäuscht und geht weiter.

In einem Raum begegnen ihm 15 antike Fundstücke. Aus ihrem archäologischen und gesellschaftlichen Kontext gerissen – nur auf ihre ästhetische Aussage reduziert – finden sie sich, in Säulen eingesperrt, in einer virtuellen Kopfwelt wieder. Einem römischen Tempelgrundriss entwachsen diese Käfige der Artefakte als Stützen der Idee vom Zukunftsraum Süd-Ost. Die Vergangenheit dient – ihrer Eigenbegrifflichkeit beraubt – einem gegenwärtigen Konzept als erläuterndes Dekor. Spätestens jetzt durchzuckt den Humanisten ein beängstigendes *deja vu*. Die germanischen Wurzeln des nationalen Deutschtums fallen ihm ein und der neue Nebukadnezar Saddam Hussein. Er drängt diese Gedanken zurück und geht weiter.

Meine Damen und Herren, hier möchte ich dieses Eingangsbild abbrechen. Solange sich die Geisteswissenschaften medial derart instrumentalisieren lassen, solange Antike oder Orient als exotische Kulisse für Vertrautes und Stereotypes behandelt werden, ohne dass man dem – zeitlich oder räumlich – Fremden in seiner Verständnis fordernden Andersartigkeit begegnen

muss, solange wird es immer wieder Fragen nach der Relevanz geisteswissenschaftlicher Forschung geben.

Eine Krise der Orientwissenschaften?

Ich behaupte aber dennoch, dass sich die Orientwissenschaften nicht in einer Krise befinden. Nie war das Interesse an unseren Themen größer, nie wurden mehr Gelder für Projekte und Studien zu orientalischen Themen ausgegeben. In der Krise befinden sich hingegen all jene Institutionen und Einzelwissenschaftler, denen der Zugang zu diesen Geldern und Themen verschlossen ist. Die Frage ist, wie es dazu kommen konnte.

Es gibt ein Phänomen, das unter dem Namen „Murphy’s Gesetz der Archäologie“ bekannt geworden ist. Ich bin ihm selbst bei der Ausgrabung der Davidstadt in Jerusalem begegnet und es besagt, dass man den Schutt einer Grabungskampagne gewöhnlich an jenem Ort deponiert, für den man sich später als Grabungsareal der nächsten Kampagne entscheidet. So ähnlich hat sich über Jahrzehnte hinweg auch die Orientalistik verhalten – und ich verwende den Begriff ganz bewusst in der gleichen umfassenden, nicht spezialisierten, dafür aber umso geschichtsträchtigeren Form, in der ihn unser Herr Finanzminister unreflektiert in die Medien gebracht hat. Wir haben den Hügel wissenschaftlicher Erkenntnis systematisch ergraben, haben archäologische Funde, historische Fakten und demographische Daten ans Tageslicht gebracht, ohne uns Gedanken über die gesellschaftlichen oder politischen Konsequenzen unserer Forschungen zu machen und auch ohne zu beachten, dass sich dort, wo wichtige und zukunftssträchtige Themen behandelt werden, auch viel wissenschaftlicher Schutt ansammelt. In kaum einem anderen Fach gibt es so viele populäre Arbeiten zu unterschiedlichsten Themen und so wenige ernstzunehmende Wissenschaftler, die sie verfasst haben. Die Zunft gebärdete sich öffentlichkeitsscheu und aussagenkarg.

In all diesen Jahren haben wir unsere Tätigkeit als Spiel oder als Berufung betrachtet, in erster Linie und mit Vorliebe das gemacht, was wir besonders gut konnten und was uns Freude bereitete. Dabei wollten wir so wenig wie möglich gestört werden und haben die Öffentlichkeitsarbeit für unsere Fächer gerne interessierten Wissenschaftsjournalisten überlassen.

In seiner Studie „Ivory Towers on Sand“ zeigt Martin Kramer am Beispiel der USA eindrucksvoll auf, wie sich Orientwissenschaften und Politik immer mehr entfremdeten. Die Politik warf der Wissenschaft Versagen vor. Anstatt die großen Entwicklungen und bedeutsamen Ereignisse der letzten Jahrzehnte – die Revolution im Iran, den Aufstieg des radikalen Islams und schlussendlich die Angriffe vom 11. September – vorherzusagen oder zu

erklären, habe man sich lieber mit der „Geschichte der Blinden im islamischen Mittelalter“ oder der „politischen Kultur ägyptischer Arbeiter“ beschäftigt. (S. 91). „Middle Eastern Studies have failed to ask the right questions at the right times.“ (S. 56) Die Orientwissenschaften ihrerseits waren zu sehr in akademischer Routine und fachlichem Wettstreit verhaftet, um diese Gefahr zu sehen. Unter Berufung auf die Komplexität der Materie überließ man das Feld der politischen Analyse bereitwillig den Journalisten und freiberuflichen Experten. Man zeigte auch kein Interesse daran, zu welchen Analysen und Schlussfolgerungen die Think Tanks kamen, die weitgehend die Politik in den USA bestimmen. So geschah es, dass anstelle fundierter Erkenntnisse einfach verständliche Paradigmen, wie „The End of History“, „The Clash of Civilizations“ oder „The Power of Freedom to Overcome Tyranny and Terror“ zur theoretischen Grundlage amerikanischer Nahostpolitik wurden. Der Irakkrieg 2003 zeigte schonungslos die Folgen dieser Entfremdung auf. Obwohl renommierte Altorientalisten und Archäologen eine Liste der 100 schützenswertesten Stätten des Landes erstellten und den Krieg führenden Regierungen übergaben – das Irakkriegsmuseum in Bagdad stand dabei an erster Stelle – wurde diese nicht weitergereicht und verwendet. Es kam zu massiven Plünderungen der Museen und zur Zerstörung zahlloser Grabungsplätze durch anhaltende Raubgrabungen in großem Stil.

Was können wir daraus für die Situation in Österreich und Mitteleuropa ableiten? Auch wir haben – bis auf wenige Ausnahmen – das Feld der politischen Analyse dem Journalismus überlassen. „Experten“ wie Peter Scholl-Latour gelingt es einfach besser, das Medienbedürfnis nach griffigen, einfachen und geradlinigen Antworten zu befriedigen. Wissenschaftler hingegen sind komplizierter. Sie erzählen oft mehr, holen weiter aus, sind schwieriger zu interviewen. In vielen Fällen haben wir es ohne Protest zugelassen, dass somit persönliche Einschätzungen mit wissenschaftlichen Erkenntnissen gleichgesetzt werden konnten. Wo waren die korrigierenden Wortmeldungen der Fachwelt, als vom elementaren Bruderkrieg der abrahamitischen Religionen die Rede war, von den muslimischen „Schläfern“ in Europa oder vom Demokratiedefizit vorderasiatischer Gesellschaften? Von Einzelfällen abgesehen, kamen diese Stimmen eher aus der Literatur als aus der Wissenschaft, und selbst Barbara Frischmuth ist mittlerweile müde geworden, diese Expertenrolle weiter zu spielen.

Ein aussagekräftiges Beispiel für die öffentliche Abwesenheit der Wissenschaft in entscheidenden Fragen ist der von der EU in Auftrag gegebene Türkei-Report der unabhängigen Kommission unter Martti Ahtisaari vom September 2004. Neben den Altpolitikern der Kommission hat eine Reihe von Wissenschaftlern an seiner Entstehung

mitgewirkt. Keiner von ihnen ist genannt. Sie alle versinken im Sammelbecken des British Council und des privaten Open Society Institute. Aber auch die wissenschaftliche Diskussion, ob die Türkei nun ein Teil Europas ist oder nicht, findet offenbar hinter verschlossenen Türen statt. In Graz sind mir aus den letzten Monaten genau zwei öffentliche Veranstaltungen bekannt, die sich mit dieser Frage beschäftigten. Auf der anderen Seite wurden dazu reihenweise Straßenbefragungen gemacht und Politikermeinungen eingeholt, so als würde das eine das andere ersetzen können. Hier sind uns die Naturwissenschaften um Lichtjahre voraus. Niemand veranstaltet Publikumsbefragungen zur Entstehung von Tsunamis, zur Quantenmechanik oder zum geologischen Aufbau der Saturnmonde.

Das zweite große Versäumnis liegt darin, dass wir es zugelassen haben, die Orientwissenschaften auseinander zu dividieren: in gegenwartsbezogene und historische, in philologische und archäologische, in praxisbezogene und grundlagenorientierte, letztendlich in nützliche und nutzlose. Die englischen Bezeichnungen *useful* und *useless* zeigen den Anwendungsbezug dieser Differenzierung noch deutlicher.

Der diachrone Kulturzusammenhang der Phänomene ist dabei fast völlig verloren gegangen. Wer macht sich heute Gedanken darüber, dass der irak-iranische Krieg der 80er Jahre um ein Gebiet ging, das seit fünftausend Jahren zwischen diesen beiden Regionen umkämpft ist, oder dass das Verhüllen von Kopf und Gesicht schon lange vor dem Auftreten des Islams ein Mittel sozialer Differenzierung war. Diese Erkenntnisse haben zwar kaum Auswirkungen auf die internationale Nahostpolitik oder die europäische Auseinandersetzung um das genannte Stück Stoff, sie bewirken aber ein gesteigertes Verständnis und dadurch vielleicht etwas geänderte Positionen.

Dabei hätten es die Orientwissenschaften so leicht. Die Betätigungsfelder sind schier unübersehbar geworden. Palästina-Konflikt und Irakkrieg, Migrationswellen und EU-Erweiterung, Ferntourismus und Globalisierung haben den Vorderen Orient nachhaltig in das Zentrum des Weltinteresses gerückt. Noch nie wurden so viele Bücher zu orientalischen Themen geschrieben, wie heute. Noch nie waren Ausstellungen mit orientalischen Inhalten – von Tutanchamun bis zum Turmbau zu Babel und von Agatha Christie bis zum Harem – so gut besucht, und noch nie war die Medienberichterstattung über eine Region so umfassend. Gleichzeitig steigt der Bedarf an Zugängen, Kontakten, Vermittlern. Die Situation im Irak hat dies in den letzten zwei Jahren zumindest für die USA, England und Italien eindrucksvoll bewiesen. Orientwissenschaftler haben die Netzwerke, das *know how* und das so wichtige und so oft vernachlässigte *know why*, um die Zugänge zu schaffen und die Zusammenhänge

aufzuzeigen. Es sollte keiner weiteren Kriege bedürfen, diese Erkenntnis auch in Mitteleuropa der interessierten Öffentlichkeit und den Entscheidungsträgern klar vor Augen zu führen – aktiv – und nicht in der Erwartung, dass die Geschichte dies tut.

Allerdings benötigen wir dazu auch die mentale Aufnahmebereitschaft seitens der Gesellschaft und der Politik. Hier liegt in Österreich noch sehr viel im Argen. Solange Wissenschaftler für Studien, Kommentare und Untersuchungen nach ihrer weltanschaulichen Grundfarbe ausgesucht werden, solange Meinungsnahe bedeutsamer ist als Erkenntnisfortschritt, solange aber auch die Diskussion darüber, wer in Österreich als Intellektueller zu gelten habe, zwischen Akademikern öffentlich mit Begriffen wie „geiferndes Rumpelstilzchen“ bzw. „rückwärtsgewandte Bourgeoisie“ ausgetragen wird, sind wir von der Möglichkeit, einer gesellschaftlichen Anerkennung der Geisteswissenschaften und ihrer Bedeutung noch Lichtjahre entfernt. Solange ein solcher verbaler intellektueller Schlagabtausch von den Medien unter dem Deckmantel von Meinungsvielfalt und Diskussion als Spektakel und Quotenbringer inszeniert wird, dürfen uns Aussagen, wie die unseres Herrn Finanzministers, dass man die Orientalistik nicht brauche und bei den Orchideenfächern Ordnung machen solle, nicht verwundern. Die damalige Nennung der Orientwissenschaften war nur beispielhaft und willkürlich.

Orientalistische Zukunftsperspektiven

Wenn ich mich nun der Frage zuwende, welche Zukunftsperspektiven ich vor diesem Hintergrund für die Orientwissenschaften in Österreich sehe, so möchte ich Sie, meine sehr verehrten Damen und Herren, auf eine Reise in die Vergangenheit mitnehmen: aus dem Österreich des beginnenden 21. Jahrhunderts n. d. Z. in das Mesopotamien des 8. und 7. Jahrhunderts v. d. Z. Auch damals war die Wissenschaft, die in den geistigen Zentren Babylon, Sippar oder Ninive betrieben wurde, in erster Linie anwendungsorientiert. Kein natur- oder geisteswissenschaftliches Forschungsvorhaben wurde finanziert, das nicht zum Wohl des Herrscherhauses und des Staates umgesetzt werden konnte. Immer stand die alles überschattende Frage im Vordergrund, welche Maßnahmen getroffen werden sollten, um eine segensreiche, Glück bringende und sorgenfreie Zukunft für das Gemeinwesen zu garantieren. Der Heidelberger Assyriologe Stefan Maul hat dafür den Begriff der „Zukunftsbewältigung“ eingeführt. Denn das oberste Ziel, dem in Mesopotamien jegliche wissenschaftliche Betätigung untergeordnet war, bestand darin, Strategien dafür zu entwickeln, wie zukünftiges politisches und religiöses Handeln die Gunst der Götter und damit einhergehend den

Wohlstand und Frieden im Land sichern könnte. Mathematik, Anatomie, Historiographie, Astronomie, Biologie oder Philologie, sie alle lieferten die Erkenntnisgrundlage, auf der diese Strategien entwickelt werden konnten. Indem sie das Wissen um den Menschen, die Welt und den Kosmos immer weiter vorantrieben, verfeinerten sie das Entscheidungsinstrumentarium, bereicherten den Maßnahmenkatalog und dienten so letztendlich einer Hermeneutik der Zukunft, eines Verständnisses des Unbekannten auf der Basis des Bekannten.

Wenn aber nun die Wissenschaft damals in erster Linie nach ihrem praktisch verwertbaren Nutzen beurteilt und gefördert wurde – warum besitzen wir dann aus eben dieser Zeit zahllose Dokumente systematischer historischer, philologischer, realienkundlicher – sogar archäologischer – und theologisch-philosophischer Grundlagenforschung? Auf manchen Gebieten, wie der Astronomie oder der Geschichtsschreibung, haben wir sogar deutlich mehr Material aus der systematischen Forschung als aus der praxisbezogenen Prognostik, Vorhersage- und Kommentarwissenschaft. Den babylonischen Gelehrten war es gelungen, ein Ausdifferenzieren ihrer Fächer zu verhindern. Sie stellten ihre Wissenschaft immer wieder als Einheit dar, obwohl auch damals Neid, Intrigen und Gelehrtenkämpfe um Geld und Positionen an der Tagesordnung waren. Ja, sie beschworen diese Einheit als Phantom auch dort, wo es sie in der Realität gar nicht gab. Diese Chimäre einer geschlossenen und egalitären Intellektuellenkaste manifestierte sich in der gemeinsamen Berufsbezeichnung „Schreiber“. Sie umfasste so unterschiedliche Berufsgruppen wie Theologen, Philosophen, Mathematiker und Astronomen. Aber auch Buchhalter und Sekretäre, höchste Beamte am Königshof, und unterschiedlichste Priestergruppen, freischaffende Gelehrte, Lehrer aller Ausbildungsebenen und einfache Marktschreiber bezeichneten sich als „Schreiber“. Diese Selbstbezeichnung spiegelt nicht nur die Vorstellung von einer traditionellen Einheit der Intellektualität Mesopotamiens wider, sondern zeugt auch von einer realen Verbundenheit, die es dieser Pseudogilde ermöglichte, drei Jahrtausende hindurch ihren Einfluss über territoriale, ideologische und politische Grenzen hinweg zu bewahren.

Für die Orientwissenschaften heute – ja für den gesamten Bereich geisteswissenschaftlicher Arbeit – muss Vergleichbares gelten: nicht entweder philologische Textarbeit oder Kulturverständnis, nicht entweder Grabungstätigkeit, Feldforschung, Sprachdokumentation oder politische Analysen, demographische Prognosen und Wirtschaftsstudien, sondern sowohl als auch – das eine als Grundlage für das andere und das andere als Rückkoppelung für das eine. Gesellschaft und Politik aber müssen in gleicher Weise erkennen: Wissenschaft kann nur dann nutzbringende, sinnstiftende Ergebnisse erzielen, wenn zuvor und parallel dazu angeblich „nutzlose“ Arbeit geschieht.

Alexander von Humboldt hatte vor über 150 Jahren eine Vision von Wissenschaft: Diese sollte transdisziplinär, interkulturell, kosmopolitisch und eng vernetzt zur Mehrung des Weltwissens beitragen. Er träumte davon, dies in seiner eigenen Person zu verwirklichen und arbeitete rast- und über weite Strecken auch schlaflos daran. Darüber hinaus sollte sie – seinen Vorstellungen nach – intermedial in der Präsentation ihrer Ergebnisse und – vor allem – öffentlichkeitswirksam sein. Ein Wissenschaftsbetrieb, der keine Auswirkungen auf die Gesellschaft hat, die ihn erhält, war für ihn unvorstellbar. Nur so konnte Wissenschaft am Puls des Lebens sein und zu einer echten Lebenswissenschaft werden. Dessen sollten wir uns erinnern. Aufgabe der Geisteswissenschaften kann und muss es sein, für Politik, Wirtschaft und Technik einen größeren – historischen, gesellschaftlichen und geistigen – Zusammenhang zu öffnen.

Auf diese Weise lässt sich erkennen, dass Ovids Text über die Metamorphose der Zeitalter (*aurea prima sata est* – wie uns nostalgisch die Schulerinnerung einflüstert) nur die spezifisch römische Ausformulierung jenes Phänomens darstellt, das wir heute mit dem zweiten Hauptsatz der Thermodynamik umschreiben, wonach die Unordnung jedes abgeschlossenen Systems im Lauf der Zeit zunimmt, und dass dieser wiederum die gegenwärtige kulturspezifische Variante des sumerischen Schöpfungsmythos vom göttlichen Ursprung der idealen Zivilisation darstellt. Dies wäre ein Beitrag zu einem ganzheitlichen Weltbild, das neben den natürlichen, technischen und ökonomischen Komponenten auch eine – vielleicht weniger exakt messbare, dafür aber deutlicher erfahrbare – historisch-geistige besitzt.